

Br.: Die Steissfüsse gehören dem gemässigten Gürtel an, gehen nicht weit nach den Polen hinauf, aber wandern auch nicht weit nach Süden.

In der Schweiz erscheint der rothkehlige als Wintergast, und zwar ziemlich selten.

Podiceps arcticus Boie. = *Podiceps cornutus* Latham. Auf dem Zuge und als Wintergast erscheint er ziemlich selten.

Thes.: Europa, Sibirien, Nordamerika.

Sch.: Nistet nördlicher als der vorige.

Podiceps nigricollis Saud. s. Brehm = *Podiceps auritus* Lath. Erscheint auf dem Zuge und als Wintergast in der ebenen Schweiz.

Thes.: Nördliche Halbkugel.

Sch.: Brütet im nördlichen Deutschland.

Podiceps minor Gm. (*Podiceps minor* Latham = *Colymbus hebridicus* Gm. Brütet in der Schweiz. Ist Stand- und Nistvogel in der Ebene, ebenfalls Zugvogel und Wintergast in der Mittelschweiz.

Thes.: Europa, Asien, Afrika, Molukken, Australien.

Sch.: Brütet überall.

Br.: Erscheint im nördlichen Deutschland im März, verweilt, so lange die Gewässer offen sind (brütet also auch dort) und wandert dann nach Süden, findet aber bereits in Südeuropa eine geeignete Winterherberge.

Die Wanderungen im Herbst von den nördlichen Gegenden nach Südeuropa deuten darauf hin, dass er ursprünglich ein nordischer Zugvogel war und sich vielleicht ähnlich verhält wie *Anas boschas*. Sein Vorkommen auf den Molukken und in Australien machen dagegen seine nördische Abkunft wieder zweifelhaft, wenn nicht dort etwa eine ähnliche Art mit ihm verwechselt worden ist oder nur einzelne verschlagene Exemplare vorgekommen sind.

Colymbus arcticus L. Auf dem Zuge und als Wintergast auf den Seen.

Thes.: Terrae septentrionales.

Sch.: Brütet im Norden.

(Fortsetzung folgt.)

Singt oder schlägt unsere Singdrossel (*Turdus musicus*)?

Eine Gesangsfrage von F. Anzinger.

»Amschlag« und »Drosselsang« sind beliebte Wörter nicht nur im Munde der Dichter und Schriftsteller, sondern auch mancher Ornithologen. Wie weit der Sinn dieser Worte zutrifft, braucht die Ersteren wohl nicht zu kümmern, da es sich bei diesen doch nur um poetische Wortspiele handelt; für den Vogelkundigen aber, welcher sich namentlich für den Gesang des befiederten Volkes interessirt, bleiben die verschiedenen »technischen Ausdrücke«, wie: Schlagen, Singen, Pfeifen, Flöten, Rufen etc. für die verschiedenen Gesangsarten nicht belanglos, obwohl sie für den tieferen, wissenschaftlichen Werth der Vogelkunde nur bedingte Geltung haben.

Die so oft gehörte Redensart: »Die Drossel*) singt«, zwingt mich zu der Frage: ob dieser Ausdruck hinsicht-

lich der Gesangsart dieses Vogels wirklich zutrifft. Unter Singen versteht man nach Dr. Carl Russ, wenn der Vogel seine leisen, mehr oder minder zwitschernden oder zirpenden Töne mit lauten, schmetternden vermischt und das Ganze harmonisch in Einklang bringt, der Gesang also — wie ich mich ausdrücken will — in einem gebundene, zusammengehörigen Ganzen zum Vortrag gebracht wird, ohne dass sich innerhalb der Silbenzeilen oder Strophen kleinere oder grössere Abstände, sogenannte Pausen, befinden. Der Vogel schlägt, wenn er die lauten, einzel en Töne oder Strophen seines Gesanges immer in gleicher Folge aufeinander hören lässt.

Vergegenwärtigen wir uns nun den Gesang der Singdrossel mit nachstehenden Silbenverbindungen, welche nach meinem Gehör ungefähr folgenderweise lauten: »huidijt! huidijt! huidijt! — dadodadu-dati! dadodadu-dati! — daadak! daadak! daadak! — odilio! odilio! — daradadak! daradadak! — daadit! daadit! daadit! — inkererer! inkererer! — haudijo! haudijo! haudijo! — ilililoido! ilililoido!« u. s. w. Diese klangvollen, melodösen, im stillen Gebirgswalde weithin ve nehmbar en Laute wiederholen sich in verschiedener Reihenfolge, und zwar so, dass man aus der vorangehenden Strophe selten auf die nächstfolgende schliessen darf.

Dies hat zur Folge, dass man dem Drosselgesange, welcher an und für sich keine besonders grosse Abwechslung bietet, immer und immer wieder gerne lauscht. Den Drosselgesang ein Lied zu nennen, wäre aber vom kritischen Standpunkte aus ein verfehltes Wort, eher träte die Bezeichnung »Schlag« zu, wenn wir die zwei-, drei-, ja oft viermal nacheinander gebrachten Strophen silben in Betracht ziehen wollen. Sie haben aber nicht jene markante Klangfarbe, jene Abundung und scharfe Kürzung, wie sie dem Wachtel- und Finkenschlag sowie einzelnen Schlägen im Sprosser- und Nachtigallengesang eigen ist. Viel eher liesse sich die Bezeichnung »Ruf« für den Drosselgesang in Anwendung bringen. Einzelne Schläge scheinen der Silbenart nach der menschlichen Sprache entlehnt zu sein; sie werden gedehnt und mit einer solchen Reinheit in den Wald hineingerufen, dass sie vom Volke, ähnlich dem Kuckucksufe, mit Leichtigkeit aufgefasst werden können. Klangbilder, wie: »Wildlieb« oder »Kuhdieb«, »Sandieb«, »David« und »Otilia« dürfen die bekanntesten sein, welche der Volkswitz aus dem Drosselschlage herausgefunden hat.

Ich bin überzeugt, dass ich mit der letzteren Annahme, für den Drosselgesang die Bezeichnung »Ruf« zu setzen, auf gerechten Widerstand stossen werde, da man unter dieser Bezeichnung doch nur solche Klangbilder zu verstehen hat, die sich in ihrer Eigenart vollkommen abgrenzen, sich immer gleichartig wiederholen und man immer im Voraus weiss, dass sich die kommende Strophe von der eben verklungenen durch nichts unterscheiden wird. In diesem Sinne kann auch der Wachtelschlag »Wachtelruf« genannt werden.

Anders verhält es sich mit dem »Schlag«. Derselbe kann sich in verschiedenen Varianten, Tonabstufungen und Zeitintervallen wiederholen, kann zwischen regelrecht vorgetragenen Liederstrophen zum Ausdruck kommen und sich mit diesen in innigen Zusammenhang bringen lassen.

Nachdem nun die Singdrossel die meisten Strophen ihres Gesanges mehrmals wiederholt, ehe sie zu einem anderen Tonbilde übergeht, dieselben mit Kraft und voller

*) Unter der Bezeichnung Drossel wird in Deutsch-Oesterreich allgemein die Singdrossel verstanden.

Reinheit zur Geltung bringt und überdies in ihrem Gesange einen bestimmten, festen Tact einhält, so wäre die Definition »die Drossel schlägt«, jedenfalls richtiger, als »die Drossel singt«.

Ich wäre sehr dankbar dafür, wenn dieses Thema einer eingehenden Kritik von Seite berufener Vogelkennner gewürdigt würde, damit ein frageloser, feststehender Beweis für diese oder jene Annahme erbracht würde.

Kanarienvogel mit abnormem Schnabel.

Mein College, phil. Dr. Edwin Bayer, Assistent der Botanik an der k. k. böhmischen Universität in Prag, hat mir interessante Daten über ein Kanarienvögelchen mitgetheilt, das, mit einem abnormen Schnabel versehen, längere Zeit von ihm gefüttert wurde. Da dieser Fall wohl das Interesse mancher Ornithologen erregen dürfte, nehme ich keinen Anstand, die diesbezüglichen Beobachtungen meines geehrten Freundes mit dessen freundlichster Genehmigung kund zu thun. Das besagte Kanarienvögelchen entspross aus vollkommen normal entwickelten Eltern mit regelmässig gebildeten Schnäbeln.

Dem im Käfige bei meinem Freunde ausgehögten Männchen wurde ein Weibchen aus einem fremden Gehege beigegeben. Das starke Männchen war ausser dem etwas schwärzlichen Schnabelgrunde und dem Scheitel ganz gelb. Das Weibchen war mehr scheckig und das Junge war wie seine Mutter gefärbt. Bald zeigte sich dieses gelehrig und dem Menschen anhänglich. Anfangs beobachtete ich, schreibt mein Freund, den jungen Vogel aufmerksam, um zu ersehen, welches Futter seinem abnormen Schnabel besser zusagen, d. i. welche Sämereien er bevorzugen würde. Oft verweilte ich deshalb längere Zeit bei seinem Käfige und bemerkte, dass er Hafegries und Hanfsamen besonders gern frass, während ihm Hirsekörner minder zu behagen schienen. Es war augenfällig, dass der Vogel das grössere Korn mit dem Schnabel bequemer zu fassen, eigentlich zu schöpfen vermochte, indem er den Oberkiefer überragende Unterkiefer zum Schöpfen wie geschaffen sich zeigte. Ich war oft nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie geschickt und flink der Vogel den Hanfsamen entschälte, wobei der Schnabel wegen des kürzeren Oberkiefers immer sehr weit gegen den Schnabelgrund zu geöffnet war. Ich fütterte den Vogel zwei Jahre lang mit gemischtem Kanarienfutter, wobei er gesund und immer munter blieb. Begierig, zu wissen, ob die Abnormität des Schnabels bei dem Weibchen etwa auch auf dessen Nachkommen irgendwie sich vererben würde, gesellte ich zu ihm ein angekauftes Männchen. Leider hatte sich dieses später als ein kränkliches und steriles Exemplar gezeigt. Das Weibchen machte sich an die Herrichtung eines Nestes und legte bald ein Ei ab. Aber das Ei blieb unausgebrütet und seitdem machte das Weibchen kein Gelege mehr, obwohl es immerhin noch an seinem Neste sich geschäftig zeigte und dasselbe mannigfach umlegte, ordnete und polsterte. Beim Bebrüten war dem Weibchen der Unfall begegnet, dass das Gefieder am After sich durch Koth verklebte, wodurch dem Vogel die Entleerungen vermuthlich sehr schwierig wurden. Ich wurde auf diesen Umstand eines Abends aufmerksam gemacht, da ich im Käfig ein wiederholtes Pochen und Stossen an die Käfigstange hörte. Beim Beschichtigen des Käfigs sah ich, wie der Vogel mit seinem Gesässe belfig an die Käfigstange schlug, vielleicht um sich der unliebsamen Bürde zu entledigen oder auch die erschwerte körperliche Entleerung sich zu erleichtern. Der an das Gefieder angeklebte und erhärtete Koth hatte sich aber schon derart angehäuft, dass ihn der Vogel nicht mehr abstreifen konnte. Der Kothknollen hatte die Grösse einer Haselnuss erreicht. In der Meinung, der Vogel werde sich wohl

selbst von der Last befreien, wollte ich ihm erst des anderen Tages zu Hilfe kommen, falls er es nicht selbst vermocht hätte. Des anderen Tages konnte der Vogel sich nicht mehr gut auf die Beine stellen, wurde krank und schleppte sich mühsam auf dem Boden. Da ich sah, dass er keinen Willen zeigte, das im Käfig aufgestellte Wasserschälchen aufzusuchen, obwohl er in dasselbe alle Tage hineinstieg, tauchte ich seinen Hinterkörper ins Wasser, um den Afterknollen zu erweichen. Da dieser sehr hart war, sohr ich ihn sammt den Federn, woran er sich angesetzt, ab und machte die ganze Stelle kahl. Nach dieser Operation genas wieder das Weibchen. Ohne meine Hilfe wäre es ohne Zweifel umgekommen, ausser dass es ihm gelungen wäre, sich die mit dem Knollen behafteten Federn auszureissen, das es in seinem geschwächten Zustande mit verzweifelter Anstrengung jedoch vergeblich zu versuchen schien.

Da ich ein anderes Männchen zu kaufen keine Gelegenheit fand, liess ich den Sönderling, inzwischen bei dem vollkommen genesenen Weibchen. Das sterile Männchen wurde nun oft heftigen Angriffen des Weibchens ausgesetzt. Dieses rupfte ihm allmählig den ganzen Schwanz weg und zerrte es oft im Käfig herum.

Eines Tages vergass ich, frisches Kanarienfutter zu kaufen und streute den beiden Vögeln nur Hirseseamen vor. Am Morgen des anderen Tages fand ich das Weibchen im Käfig todt, das Männchen war gesund und frisch. Beim Seciren des todtten Vogels fand ich den Kropf leer, den gesunden Magen aber angefüllt mit rundlichen Quarkkörnern von der Grösse eines Stecknadelkopfes, die fast alle gleich gross waren und zwischen denen einige nicht entschälte Hirsekörner lagen.

Es scheint, dass das Weibchen Hungers gestorben ist.

Daraus ist zu ersehen, dass der Vogel nur aus Nahrungsmangel starb. Denn da er die glatten Hirsekörner nicht gut aufheben konnte, verschluckte er damit die grösseren Sandkörner, was seine Verdauung wahrscheinlich gestört hatte, wonach der Hungertod erfolgte. Dieser Vorfall schien mir darum interessant zu sein, weil er zu beweisen scheint, dass eine derartige in der Natur vorkommende Abnormität, wie sie hier vorkam, genöthigt ist, um das Dasein zu fristen, nur eine bestimmte Nahrung zu wählen.

Prag, II. 285. Nr. alt. Karlsplatz.

Ph. C. Dal. Vlad. Vařečka.

Pekingenten nach altem und neuem Styl.

So viel uns bekannt, wurden in allen Fachschriften die Racemerkmale der Pekingente folgendermassen angegeben: »Aufrechte, pynguinartige Haltung, kurzer orangegebehrter Schnabel, hohe Stirn, etwas dicker Kopf, mittellanger Hals, auf dem Nacken Halskrause, kurzer gedrungener Körper mit tiefem Hintertheil, senkrecht stehender Schwanz, reiches loses Gefieder von weisgelber Farbe.« — In dem Berichte über die letzte Cypria-Ausstellung in Berlin sagt Herr Marten sen. über die mit dem III. Preis prämirten Pekingenten des Herrn Ortlepp: »Diese Auszeichnung hatte das Paar verdient, die zwar nach altem Styl Halskrausen haben, aber an Racereinheit von keinem Paar übertroffen wurden.« So wie viele andere Züchter durch diese Bemerkung überrascht wurden, hat es auch uns gegangen. Vergleichen wir mit dieser Bemerkung des Herrn Berichterstatters die uns übermittelte Begründung der Prämirung des Herrn Preisrichters, dahin lautend: »Die Thiere hätten zu viel Halskrause«, so fällt uns sofort ein Unterschied, man darf vielleicht sagen ein Widerspruch zwischen der Ansicht der beiden Herren auf. Während der Herr Preisrichter sagt, die Thiere hätten zu viel Halskrause, sagt der Herr Berichterstatter, dass Thiere mit Halskrause nach altem Styl seien. Einmal wird also zugegeben, dass eine Halskrause, die nicht zu gross ist, statthaf sei, das

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1893

Band/Volume: [017](#)

Autor(en)/Author(s): Anzinger Franz

Artikel/Article: [Singt oder schlägt unsere Singdrossel \(Turdus musicus\)? 186-187](#)